Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 16 | Sonntag den 22. April | 1906

Der Handwerksbursch.

(Schluß.)

Ein Lebensmärchen von Walter Schmidt-Hässler.

(Nachdruck verboten.)

Oswald eilte vorwärts, ohne noch über etwas nachzudenken, immer nur vorwärts, als ginge hinter ihm die Welt in Flammen auf.

Seine Gedanken wirbelten durcheinander, wie Flocken in einem ungeheuren Schneetreiben, seine Wangen brannten wie im Fieber, und sein Herz, das die ganze Fülle von Glück, die es soeben empfangen, kaum fassen konnte, schlug wie ein Hammer in der Brust.

Plötzlich sah er vom Bahnhof zwei Männer den Weg heraufsteigen und hätte ihn der eine nicht angerufen, so wäre er, ohne weiter auf sie zu achten, in den Seitenweg eingebogen, nur um niemandem zu begegnen, niemandem Rede stehen zu müssen. Aber der Anblick von Gericke, der mit Dr. Neumark in demselben Zuge gekommen war, riß ihn mit einem Schlage wieder in die Wirklichkeit hinein.

„Sie sind ein wunderlicher Heiliger!“ rief der Detektiv lachend, „bestellen mich nach Schloß Neudeck und statt dessen hätten wir uns um ein Haar verfehlt, wenn Sie jetzt links abgebogen wären! Oder sollte etwas passiert sein?“

„Ja, meine Herren, es ist etwas passiert, worüber ich derartig den Kopf verloren habe, daß ich buchstäblich alles, selbst das wichtige Zusammentreffen mit Ihnen darüber vergaß. Aber, erschrecken Sie nicht, es betrifft unsere Angelegenheit nicht im mindesten.

Ich erkläre es Ihnen auch noch, wenn Sie mir das Vergnügen machen wollen, morgen abend in der Residenz im Hotel Kaiserhof mit mir zu speisen.

Ich erwarte meine liebenswürdigen Gäste um 9 Uhr im Hotel morgen abend.

Im Schlosse habe ich nichts mehr zu tun, der brave Kammerdiener Fritz Weber hat seine Rolle ausgespielt und verschwindet spurlos, wie er gekommen — im Staube der Landstraße!

Was noch zu tun ist, der angenehmste Teil der großen Aufgabe, liegt nun in Ihren Händen!“ —

„So weiß der Graf bereits alles?“ fragte Neumark.

„Der Graf weiß nur, daß sein liebenswürdiger Neffe das Zeitliche gesegnet und daß seine Nichte auf- und davongegangen. Und mehr braucht er auch von Ihnen vorläufig nicht zu erfahren. Aber Thea, das tapfere Mädchen, weiß so ziemlich alles, auch daß sie heute ihren Bruder wiederfinden wird. Sie, lieber Gericke, wissen am besten, wo er zu finden ist, und Francois, der Biedermann, der zahm und gefügig im Schlosse der Ereignisse harrt, wird Ihnen in allem dienstbar sein. Sie und Herr Dr. Neumark bitte ich, den jungen Grafen abzuholen. Es wird Ihnen ja nicht schwer werden, ihn aus der Gefangenschaft zu befreien. Dann geben Sie und Herr Dr. Neumark die nötigen Erklärungen, denn man soll auf Neudeck alles wissen — bis auf mein Geheimnis. Das bitte ich, heute noch zu erledigen, und morgen erstatten Sie mir Bericht und wir feiern einen der schönsten Tage meines Lebens gemeinsam!“

„Und Sie wollen also nicht mehr nach Neudeck zurückkehren?“ fragte Gericke. „Jetzt, wo Sie am Ziele Ihrer großen Aufgabe stehen?“

„Heute nicht um eine Welt!“ rief Oswald mit leuchtenden Augen. „Nur um eins bitte ich Sie mit aller Herzlichkeit, den Insassen des Schlosses mein Inkognito zu wahren. Es liegt mir alles daran, vorläufig noch unerkannt zu bleiben! Und damit Gott befohlen, und auf fröhliches Wiedersehen!“

Noch einmal schüttelten sie sich die Hände und trennten sich dann. Die beiden stiegen langsam den breiten Waldweg hinauf, während Oswald schnellen Schrittes zum Städtchen hinuntereilte, um den nächsten Zug nach der Residenz noch zu erreichen.

Er hatte gerade noch Zeit, das Telegramm an seinen Diener aufzugeben, das er in der Brusttasche seines fadenscheinigen Sommerröckchens trug, da rollte der Zug schon heran.

Noch einen letzten Blick auf den Neudecker Wegweiser und die gewundene Landstraße, die sich zwischen den Buchen und Tannen emporschlängelte, dann flog die Coupétür zu, und der Zug rollte langsam aus der kleinen Station. — —

Zwei Tage später saß in einem Coupé zweiter Klasse Dr. Oswald Eckstädt und blickte ungeduldig bei jeder Station durch die Scheiben.

So lang wie heute war ihm die Strecke zwischen der Residenz und dem kleinen Landstädtchen noch nie erschienen, selbst an dem Tage nicht, wo er Julia auf ihrer heimlichen Reise verfolgt hatte.

Niemand hätte in dem tadellosen Kavalier, der da in den Polstern lehnte, den einstigen Kammerdiener von Neudeck wiedererkannt.

Immer wieder mußte er während der Fahrt an die Ereignisse der letzten fröhlichen Tage zurückdenken, in denen sein Abenteuer ausgeklungen war wie ein übermütiger Roman. Wie er in dem eleganten Hotel angekommen war, so dürftig gekleidet, ohne Gepäck, und mit welch mißtrauischen Blicken man ihn gemustert hatte vom Oberkellner bis zum Liftjungen herunter, als er seinen Einzug in die vornehmen Salons im ersten Stock gehalten hatte

Und wie der Zimmerkellner ihn ungläubig angesehen hatte, als er ihm den Fremdenzettel mit seinem Namen und Stand übergab und sich dann einen Wagen bestellte, um seine notwendigsten Einkäufe zu machen.

Als aber Fritz Weber eintraf in seiner einfachen, doch hocheleganten Livree, da schwanden dann angesichts der tadellos vornehmen Gepäckstücke alle Zweifel.

Am Abend stellte Oswald ein kleines Souper zusammen und ließ im kleinen Speisesaal decken, während er seine Gäste auf seinem Zimmer erwartete. Als sie eintrafen, meldete Fritz die Herren und führte sie in den hellerleuchteten Salon, wo ihnen Dr. Eckstädt mit seiner ganzen weltmännischen Vornehmheit entgegentrat.

Alles war glatt und programmäßig verlaufen. Der biedere Löwenthal, der von dem plötzlichen Tode Bodos bereits gehört, war überglücklich, seinen aufgedrungenen „Patienten“ auf gute Manier loszuwerden, ohne mit den Strafgesetzen in Berührung zu kommen, und seiner Diskretion konnte man versichert sein. Auf dem Schlosse war das Ereignis ein ganz ungeheures gewesen, und dem Grafen war die Wonne des Wiedersehens ganz ausgezeichnet bekommen.

Und so hatten sie beisammen gesessen bis tief in die Nacht. Der Wein hatte die Zungen gelöst und Oswald hatte die beiden Herren mit seinem Geheimnis vertraut gemacht.

Heute morgen hatten sie ihn zur Bahn begleitet und ihm ihre wärmsten Glück- und Segenswünsche mitgegeben.

Und so zählte er denn buchstäblich die Minuten bis zu seiner Ankunft, und es war ihm, als wenn die Schienenstränge sich bis zur Unendlichkeit ausdehnten. Endlich aber fuhr der Zug in die wohlbekannte Station ein.

Der Kondukteur riß die Tür auf und Fritz, der seinen Herrn begleiten mußte, sprang eilfertig heran, um dessen Reisetasche in Empfang zu nehmen.

Es war derselbe Zug, mit dem jeden Morgen Dr. Neumark gekommen war, und der treue Verbündete hatte heute morgen telegraphisch den Grafen gebeten, ihm, da er sehr eilig sei, den Wagen zur Bahn zu senden. Und richtig, da hielt auch vor dem Bahnhof der alte Johann, steif und gravitätisch wie immer, die Zügel in der einen, die Peitsche in der anderen Hand.

Er erkannte Oswald so wenig, wie ihn der Mann mit der roten Mütze erkannt hatte.

„Na, Johann,“ sagte Oswald freundlich, als er dicht vor dem Landauer stand, „wie gehts auf dem Schloß?“

Der brave Rosselenker riß die Augen weit auf, als er den vornehmen Herrn mit Zylinder und langem Sommerpaletot näher ansah und sagte: „Ja — das ist ja unser Herr Fritz! Sie hätt' ich aber beileibe nicht wiedererkannt. — Wie's auf dem Schlosse geht? Dank der Nachfrag'. Gut geht's — sehr gut! — Der junge Herr ist plötzlich wiedergekommen, mein geliebter Junker, frisch und gesund. Vorgestern abend kam er an mit zwei fremden Herren, und da hätten Sie mal den Jubel sehen sollen! Die Komtesse und der Herr Graf — mit einem Schlag ist er gesund gewesen. Und dann —“

„Weiß ich, Johann,“ unterbrach ihn Oswald lächelnd, „weiß ich alles. Wie ein Wunder ist es gewesen. Aber noch größere Wunder stehen bevor. Aber wir wollen nicht unnütz die Zeit verlieren, denn ich habe große Sehnsucht nach dem Schloß und seinen Bewohnern. Der junge Mann hier wird oben bei Ihnen Platz nehmen, und nun fahren Sie los, alter Getreuer, was die Pferde laufen können!“

Damit sprang er in den Wagen, und der zufallende Kutschenschlag schnitt jede weitere Konversation ab.

Als der Wagen endlich an der Schloßrampe vorfuhr, schickte Oswald zunächst den Diener mit einer Karte zum Grafen Neudeck.

Es war seine Visitenkarte, und darunter standen die Worte: „bittet Herrn Grafen zu Neudeck um die Ehre des Empfanges, um ein von seinem Diener Fritz Weber gegebenes Wort einzulösen“.

„Die Herrschaften lassen bitten“, meldete Fritz, und mit festem Schritt, aber hochklopfendem Herzen betrat Oswald die Salons, die zum Wohnzimmer führten.

Er fand in dem wohlbekannten Raum den Grafen, Thea und einen jungen Mann von eigenartiger Schönheit, schlank, sehr bleich und mit einem müden Ernst auf dem Gesicht — Herbert.

Thea stieß einen lauten Ruf der Ueberraschung aus und trat einen Schritt zurück, als träte eine Erscheinung, nichts Wirkliches über die Schwelle.

Der Graf fand zuerst Worte, die seltsame Erscheinung anzureden: „Sie sehen uns alle aufs höchste überrascht, und weiß ich tatsächlich nicht, mit welchem Namen ich Sie willkommen heißen soll, Herr —“

„Doktor Oswald Eckstädt!“ ergänzte der Ankömmling mit liebenswürdiger Verbeugung, wobei ein kurzer Blick auf Thea fiel, deren Wangen ein glühendes Rot überflog.

„Gestatten Sie mir, verehrtester Herr Graf“, fuhr er fort, „mit kurzen Worten mein heutiges Erscheinen vor Ihnen zu erklären. Sie nahmen Ihrem Kammerdiener Fritz Weber bei seinem Scheiden das Wort ab, wiederzukehren, und da der arme Bursche nicht imstande ist, dieses Versprechen einzulösen, so muß ich es für ihn tun, um Ihr Vertrauen zu ihm zu rechtfertigen“.

„Ich verstehe Sie wohl nicht ganz“, entgegnete der Graf. „Sie haben mir in der Zeit Ihres Hierseins so viele Rätsel aufgegeben, daß ich Ihnen für die Lösung dieses letzten ungemein verbunden wäre!“

„Deshalb komme ich zu Ihnen, Herr Graf, denn ich habe diese Stunde lange genug ersehnt, die auch mir endlich volle Klarheit bringen soll. Fritz Weber, den Sie vertrauensvoll auf die so überaus gütige Empfehlung der Komtesse direkt von der Landstraße als Kammerdiener in Ihr Haus aufnahmen, hat aufgehört zu existieren in dem Augenblick, wo sein Amt in diesem Schloß zu Ende war. Ob er dieses Amt redlich und treu erfüllte, darüber steht Ihnen allein, Herr Graf das abschließende Urteil zu, jetzt, nachdem Sie aus dem Munde der Komtesse und meiner getreuen Helfer alles wissen, was während Ihrer Krankheit geschehen.“

„Und daß ich meinen Sohn, den Erben meines Namens, wieder an mein Herz drücken durfte, daß dieses nicht für menschenmöglich gehaltene Glück mir zuteil wurde, verdanke ich auch diesem — Fritz Weber?“ sagte der alte Herr mit überströmender Rührung.

„Es war nur ein Glied in der Kette, Herr Graf, die der Unbekannte nach einem höheren Ratschluß zum Ganzen fügen sollte“, entgegnete Oswald. „Denn als das Werk einer höheren Weisheit enthüllte sich mir, was anfänglich nichts weiter zu sein schien, als ein übermütiger Streich. Und deshalb ist es vor allem meine Pflicht, Sie, verehrter Herr Graf, für diesen unbekannten Fritz Weber um Verzeihung zu bitten.“

„Sie, Herr Doktor, bitten mich um Verzeihung?“ fragte der alte Herr erstaunt. „Für was haben Sie um Vergebung zu bitten?“

„Für das Häßlichste, was es in meinen Augen nur geben kann — für eine Lüge. Und doch war es diese Lüge allein, die mir die Möglichkeit gab, in diesem Hause in der Zeit der Gefahr der Beschützer zu sein, die mir den Vorwand lieh, ein Werk zu vollenden, auf das ich mit hoher Befriedigung zurückblicke. Eine tolle Laune war es, eine Art von übermütiger Wette, die mich in unwürdiger Verkleidung hinaustrieb auf die Landstraße; Neugier und Abenteuerlust ließen mich die Schwelle dieses Schlosses überschreiten, allerdings mit der ehrlichen Absicht, im ersten passenden Augenblick mein Inkognito aufzugeben und Ihnen alles zu enthüllen auf die Gefahr hin, wie ein vorwitziger Knabe hinausgejagt zu werden.

Aber da trat plötzlich eine große, eine heilige Mission an mich heran, die ich erfüllen sollte, gleichsam als Sühne meines tollen Unterfangens, und so blieb Fritz Weber in Ihrem Hause, bis er vollendet hatte, was er sich zum Ziele gesteckt. Ich bitte Sie für diese Lüge um Verzeihung und danke Ihnen für Ihr Vertrauen.“

„Zu danken haben in erster Linie wir,“ nahm der junge Graf das Wort, indem er auf Oswald zutrat, „denn ohne Ihre tatkräftige Hilfe lebte ich heute vielleicht nicht mehr. Darum gestatten Sie mir, Ihnen das zu bieten, was ich als schwachen Dank Ihnen zu bieten vermag, meine innigste Freundschaft fürs ganze Leben.“

Damit streckte er ihm beide Hände entgegen, die Oswald mit kräftigem Druck ergriff, indem er sagte: „Ich danke Ihnen, Graf Herbert. Und mit Freuden nehme ich das Geschenk an.“

„Und ich freue mich, daß dieses Rätsel sich so gelöst, denn Sie wissen sehr wohl, Herr Doktor, daß ich stets unter Ihrer Maske etwas anderes gesucht. Nun aber stellen Sie mich vor eine doppelt schwere Aufgabe. Ich dachte, dem treuen Diener nach Maßgabe seiner Verhältnisse zu lohnen, und nun bringen Sie mich in eine seltsame Verlegenheit. Sie sind selbst zu stolz, um anzunehmen, daß Graf Neudeck von irgend einem Menschen, auch Herrn Doktor Eckstädt, ein solches Riesenopfer annehmen dürfte, ohne in irgend einer Form seinem Dank Ausdruck zu geben. — Sie werden mich auch der größten Glückseligkeit nicht berauben wollen, Ihnen meinen Dank zu erweisen, und deshalb —“

„Sehr richtig, Herr Graf,“ entgegnete Oswald mit feinem Lächeln. „Ich weiß selbst wohl, welches Bedürfnis für gutgeartete Menschen es ist, zu schenken, wenn das Herz von Glück voll ist. Und deshalb gestatte ich mir, Sie an ein gegebenes Versprechen zu erinnern. Sie wollten mir helfen, mein Leben umzugestalten, wollten meine Zukunft in Ihre Hand nehmen. Diesen Vorschlag nehme ich dankbar an, denn ich wünsche nichts sehnlicher, als meinen Stand zu verändern.“

„Und dazu darf ich Ihnen die Hand bieten? Das freut mich herzlich. Sagen Sie mir frei und offen, wie weit ich Ihnen dienen kann, denn Sie sehen mich zu allem bereit, sobald Sie sich entschließen, mir einen Blick in Ihre Verhältnisse zu gestatten.“

„Das ist mit wenigen Worten geschehen, Herr Graf. Ich habe keine Praxis, denn ich brauche keine. Ich verfüge über ein Kapital von etwas mehr als zwei Millionen; und das ist für einen Junggesellen meines Alters entschieden zu viel. Deshalb möchte ich meinen Stand verändern und ein neues Leben beginnen, und dazu sollen Sie mir helfen.“

Bei diesen Worten richtete er sich hoch auf, trat einen Schritt auf Neudeck zu, der ihn verdutzt und erwartungsvoll anschaute und sagte mit feierlicher Stimme, jedes Wort betonend:

„Herr Graf zu Neudeck, ich habe hiermit die Ehre, Sie um die Hand Ihrer Tochter, der Komtesse Thea, ehrfurchtsvoll zu bitten!“

Eine kleine Pause trat ein. Man hätte eine Stecknadel fallen hören können in dem weiten Raum.

Graf Neudeck, in höchstem Grade überrascht, ließ seinen Blick langsam auf Thea gleiten, die mit purpurn glühenden Wangen und leuchtenden Augen neben ihm stand, die Hände über der Brust gefaltet, als wollte sie das klopfende Herz gewaltsam festhalten.

Da trafen sich ihre Augen mit denen des Geliebten.

Ein lauter jauchzender Ruf: „Oswald!“ — klang wie das Hosiannah einer erlösten Seele durch das stille Zimmer, und lachend und weinend vor Seligkeit lag Thea an Oswalds Brust.

Der alte Herr stand auf und trat wortlos auf die beiden zu.

Lächelnd legte er Oswald die Rechte auf die Schulter und sagte: „Ich freue mich, daß ich mein Kind nicht zu — zwingen brauche, meine Schuld der Dankbarkeit an Sie zu zahlen. Ihre Forderung ist gerecht und billig. Sie haben dem Vater den Sohn zurückgegeben, der Tochter den Vater und den Bruder der Schwester, und so müssen denn Vater und Bruder Ihnen die Tochter und die Schwester geben!“

Oswald lächelte selig: „Und geben Sie mir sie denn gern?“

„Von ganzem Herzen! Denn was in Ihren Händen ruht, ist geborgen fürs ganze Leben. Aber eines bedinge ich mir aus. Wenn Sie auch keine Patienten gebrauchen, mit Schloß Neudeck werden Sie eine Ausnahme machen. Sie haben an mir eine solche Wunderkur gemacht, daß ich einen solchen Hausarzt nicht mehr entbehren kann.“

Oswald reichte dem Grafen die Hand. In seinen Augen brannte es heiß, als er sich flüsternd auf Thea niederneigte und sagte:

„Siehst Du nun, Geliebte, daß Gott im Himmel Wunder tun kann, wenn er will?“

„Wunder?! Ist es denn ein Wunder, wenn ein Mensch wie Du jedes Herz in seinen Bann zwingt, wenn Du das an Dich nehmen darfst, was von Anbeginn Dein eigen war? Und wenn die Verhältnisse, von denen wir Menschen mit all unseren traditionellen Vorurteilen nun einmal abhängig sind, uns auch eine Zeitlang geschieden hätten, so wäre doch der Tag einst gekommen, wo Du auch vor der Welt mir ebenbürtig gewesen wärest. Wenn das nicht geschehen wäre, hätte ich es für ein Wunder gehalten!“

„Und so lange hättest Du auf mich gewartet?“

„So lange!“ — nickte sie zu ihm empor, und überselig, bebend vor Glück schlang Oswald beide Arme um die holde Gestalt, als wollte er in unlöslicher Umschlingung das Glück festhalten, das er gefunden hatte wider Erwarten wie einen köstlichen, unverhofften Schatz, nicht im Glanze der großen Welt voll Schein und Lüge, sondern tiefversteckt zwischen Tannen und Buchen abseits vom Wege der Landstraße!

Delfina.

Ein deutscher Studentenstreich auf römischem Boden. Von El-Correl.

I.

Wie der kleine Doktor Haase so stillvergnügt seine Zigarette verpaffte und so traumselig vor sich hinlächelte, während er das langsame Wachsen der grauen Asche beobachtete, die sich über dem Brandring des glimmenden Papiers aufsetzte, da war er ein leibhaftiges Ärgernis für seine Tischgenossen. Man sah ihm an, daß er im Genusse von Gedanken schwelgte, an denen er die Freunde nicht teilnehmen ließ und das erregte allgemeines Mißfallen, das Empörung zu werden drohte. Stillschweigend hatte man es geduldet, daß Haase heimlich, ohne die anderen in sein Geheimnis einzuweihen, zu einem Rendezvous gegangen war; ja, man

hatte Blindheit vorgeschützt, als er eines Tages an der Seite einer Dame gesehen wurde; daß er aber im traulichen Beieinandersein sich geistig delektierte, ohne davon den Freunden etwas abzugeben, das stellte die kameradschaftliche Nachsicht auf eine allzuharte Probe.

war bei der ungenügenden Kenntnis der Landessprache. Haase aber erkühnte sich, die Schranken der vorsichtigen Reserve zu durchbrechen und einer niedlichen Putzmacherin Ritterdienste zu leisten. Die Götter sollten ihn strafen!

„Gieb Ruh'!" Nach dem Gemälde von J. Rolletschek. (Siehe Seite 8.)

Dieser schweigende Genuß schöner Geheimnisse war einfach Verrat, Hochmut des Besitzenden, der verächtlich auf die Besitzlosen herabschaute — denn in bezug auf zärtliche Geheimnisse waren Haases Kameraden zurzeit alle besitzlos. Für sie gehörten galante Abenteuer mit schönen Römerinnen ins Reich der Fabel, denn diese schönen Fabelwesen waren in Wirklichkeit für sie als Studienreisende ein zu teurer Luxus, ein allzu gefährliches Spielzeug, dem sich zu nähern schon eine schwierige Sache

Eine Weile sahen es die Kameraden mit an, dann brach, nachdem sie ohne Haase ein gutes Abendessen verzehrt hatten, plötzlich die Empörung aus.

„Es ist unerhört und auch langweilig!" rief cand. phil. Kunze. „Er amüsiert sich und wir können zugucken, das geht nicht!"

„Wir legen Berufung ein!" rief Schmidt, der Jurist.

Steinemann aber, ein schöner Blonder, dessen lebenslustigem Gesicht man noch nicht die Sorgen seines Archäologenberufes ansah, neigte

den im silbernem Gestell hängenden Fiasco seinem Glase zu und sagte bedeutungsvoll: „Eins auswischen sollte man ihm!"

Man saß sehr gemütlich und hatte gut gegessen — hinter die römische Gastronomie waren sie schneller gekommen, als hinter die Courtoisie — und der Wein wärmte wohlig die Köpfe. Die mit Blumen und sonnigen Landschaften bemalten Wände des Speisesaales wirkten auch erheiternd auf die Stimmung, und es war natürlich, daß sich die Laune stetig hob zu ungunsten Haases, dem man „eins auswischen" wollte, wie Steinmann für nötig befunden.

Und König, ein Architekt von Beruf, rief schnell gefaßt: „Schreiben wir ihm anonyme Liebesbriefe und ätzen wir ihn damit!"

Die allseitige Freude über diesen Vorschlag war so groß, daß es lange dauerte, bis ein einheitlicher Plan zustande kam. Jeder vertrat andere Gesichtspunkte; feurige Romantik brach in wilden Gedankenrhythmen hervor. — Sie entwarfen Briefe, die sie selbst gar zu gern erhalten hätten, bis Steinmann plötzlich allgemeines Entsetzen erregte mit der Bemerkung: „Aber Kinder, wir müssen italienisch schreiben, sonst hat's keinen Reiz für den Lampe!"

Das war eine furchtbare Notlage, denn diesen Reiz zu entfalten war keiner befähigt. Schon sah man den herrlichen Plan scheitern, schon richtete man hilfesuchende Blicke auf den Kellner — da hob Schmidt sein blondlich-weißes, zerhauenes Korpsbrudergesicht und rief: „Ich hab's! Wir schreiben französisch, und die Dame motiviert es damit, daß sie annimmt, der „Tedesco" verstehe italienisch nicht genügend. Kunze, Du bist ja der „perfekte Franzose in der Westentasche" schieß los!"

Alles atmete auf und Kunze nahm den Bleistift, auf Diktat wartend. Steinmann streckte den Arm aus und deklamierte: „Geliebter!"

„Quatsch!" rief König „Sie kennt ihn doch nur vom Sehen! „Monsieur" redet sie ihn an!"

„Meinetwegen," lenkte Steinmann ein. „Also: Monsieur j'ai l'honneur —"

„Du scheinst wirklich noch keine derartigen Briefe erhalten zu haben!" begehrte König wieder auf, spöttische Ueberlegenheit auf dem hübschen, bartlosen Gesicht, das ihm den Beinamen „Hermes" eingetragen hatte. „Nee, Steinmann, von der Ehre ist hier ebensowenig die Rede, als von der l'honneur! Auch müssen wir uns vorerst in den Charakter der Schreiberin vertiefen und diesen festhalten! Und wie denken wir uns ihr Aussehen? Natürlich schwarz gelockt — mittelgroß — üppig — gepudertes Gesicht — gemalte Lippen —"

„Nichts gemalt!" wehrte Schmidt ganz aufgeregt.

„Natürlich alles gemalt!" meinte Kunze dagegen. „Hier ist alles finto an den Weibern! Fahre fort, Rex, Du hast Kenntnisse!"

„Sie trägt ein blaues Kostüm mit Goldborten, einen grauen Pelz und graue Schuhe, hellgrünen Hut und roten Schleier — völlig elegante Römerin!"

„à la Papagei!" nickte Steinmann.

„Entzückend!" schwärmte Schmidt. „Und wie heißt sie?"

„Das hat doch Zeit bis zum Schlusse!" meinte Kunze und klopfte mit dem Bleistift auf das noch leere Papier. „Zur Sache! Und dann beschafft mal was gegen den Durst! Man muß sich bei so 'ner Arbeit in Stimmung erhalten!"

Mit Hilfe eines neuen Fiasco mit 2½ Litern kam man dann auch über die soziale Stellung der „Dame" überein. Sowohl die „Aristokratin", für die Schmidt schwärmte, als auch die „Plätterin", die Steinmann vertrat, wurde abgelehnt. Man einigte sich auf eine „Tochter aus feiner Familie", die trotz ihrer guten Erziehung von Haases verführerischer Person hingerissen, die Grenzen der italienischen Sitte überschritt. Hiermit im Reinen, kam man dann mit dem Brieschen schnell zustande, und zuletzt las Kunze die gelungene Dichtung vor. Alle lauschten andächtig; neidisch sagte Steinmann, während er seinen langen stolzen Schnurrbart kräuselte: „Der Kerl ist das eigentlich gar nicht wert!"

Mit einem Gemisch von Schadenfreude und Mißgunst trugen sie endlich das Schreiben zur Post.

II.

Welche Aufregung herrschte nun während der nächsten Tage, ob Haase Zeichen innerer Gleichgewichtsstörung verriet und ob ein Brief unter D. 4 postlagernd eintraf? Und dann welcher Jubel, als Haase wirklich verklärt und zerstreut erschien und man einen Brief von seiner Hand unter D. 4 auf der Post vorfand.

Haase schrieb auch französisch. Ja, er habe sie gesehen, im blauen Kleid und grauen Pelz, grünen Hut und grauen Schuhen! Er habe nicht gewagt, sich ihr zu nahen, obwohl sein Herz so stürmisch danach verlangt habe. Nun hege er den einen Wunsch, ihr die Hand küssen zu dürfen. Wo er sie treffen könne?

„Auf ein Rendezvous läßt sie sich noch nicht ein, doch schickt sie ihm ihre Photographie!" dichtete Schmidt phantasievoll. „Wir müssen eine Photographie aufgabeln und sei es gegen § 242 des Strafgesetzes."

„Ich stimme fürs Rendezvous!" meinte Steinmann und drehte siegesgewiß den Schnurrbart. „Hermes wird als „Delfina" verkleidet!"

Ein so stürmischer Beifall brach los, daß die Wirtin, bei der man eingekehrt war, schreckensbleich herbeikam in der Meinung, die Deutschen hätten Wände, Tisch und Bänke eingerissen. König protestierte zwar gegen die ihm zugeteilte Rolle, die anderen aber hörten in ihrem fanatischen Entzücken gar nicht auf seinen Jammer, sondern gingen schon zur Tagesordnung über: Woher das Kostüm bekommen? Diese Sorge aber trat bald in den Hintergrund vor der Notwendigkeit, Haases Brief zu beantworten; und als „Delfina" das Stelldichein zugesagt hatte, nächsten Freitag abends 9 Uhr am Kollosseum vis-à-vis dem Triumphbogen des Konstantin, da begann für Haase eine stündlich wachsende Qual. Was für Pläne die Freunde gerade für den Freitag abend hatten! Kunze behauptete, am Freitag sei der Geburtstag seines Großvaters und er gedenke, die Kameraden am Abend freizuhalten! Wie wand sich Haase, um den Abend für Delfina freizuhalten! Und wie zuckte er zum Ergötzen der anderen gefoltert zusammen, als Schmidt meinte: „Eigentlich sollten wir zur Feier von Großpapa Kunzes Geburtstag nach dem Kolosseum ziehen — abends — so gegen neune! Es ist Mondschein, das soll herrlich aussehen!"

Und der große Tag war gekommen. Es hatte viele Mühe gemacht, alles was Delfina brauchte, herbeizuschaffen, und ohne einige für Studentenkassen schmerzhafte Unkosten ging es nicht ab. Zwar hatte Steinmanns Wirtin das Kostüm aus ihrer Verwandtschaft besorgt, ein smaragdgrüner Hut mußte gekauft werden, ebenso Schleier und Handtäschchen. Pelz und Perücke wurden gegen Leihgeld geliehen.

Der zartgebaute König wurde zu einer ganz allerliebsten Dame, und da er schon oft bei Maskenfesten Frauenkleider getragen hatte, wußte er sich sogar in den Röcken zu bewegen. Sein Humor hatte sich auch mit der Aufgabe, Haase zu nasführen, abgefunden, und munter sprang er rechtzeitig die Treppen hinunter und eilte zum Stelldichein. Nun war ausgemacht worden, die andern sollten nachkommen und in dem Moment das Rendezvous stören, wenn Haase Delfina begrüßen würde. Schon weideten sich alle an Haases tiefer Demütigung — keiner aber gedachte der Schwierigkeiten, die eine „Dame" hat, will sie spät abends das Anfiteatro Flavio erreichen.

Ohne Bedacht war König anfangs in seiner gewohnten Gangart vorwärts gestiefelt, bis Zurufe aus Männermund ihn veranlaßten, kleinere und gemäßigtere Schritte zu nehmen. Damit trug er sich Bewunderung ein, und bald ging ein Ritter an seiner Seite, der teilnehmend fragte, weshalb eine so reizende Signorina ohne jegliche Begleitung sei.

Als die schöne Dame schwieg, verschwand auch der Ritter, um einer Bettlerin mit einem Kind in Lumpen Platz zu machen. Diese sprach lebhaft auf die elegante Nachtwandlerin ein, streckte bedeutungsvoll die magere Hand aus und lachte ungläubig, als Delfina beteuerte, nichts bei sich zu haben, denn das Damentäschchen war zu Königs Schrecken leer, wodurch ihm auch die Möglichkeit genommen war, weiteren Belästigungen in einer Droschke zu entgehen.

Erhitzt und atemlos kam er aber dann doch glücklich an sein Ziel. Zwischen Gräben und Brachland lag dunkel und einsam das Riesenrund der Cäsarischen Arena. Unheimlich wirkte die gewaltige Ruine, wie eine zertrümmerte Krone eines Giganten.

Der Mond erstieg, klar und silbern, mit lächelndem Gleichmut seine Bahn. Er schaute ebenso friedlich auf die Ruine herab, wie er vor Jahrtausenden herabgelächelt auf die Baldachine und Teppiche unerhörten Größenwahnsinns kleiner, vergänglicher Menschen. Sein Glanz durchtränkte ruhig die bemoosten Steine, wie er früher ruhig seine Strahlen in der Marmorbekleidung der Ränge gespiegelt hatte. Aber etwas Gespenstiges hatten doch die Lichtstreifen, die auf den Gesimsen der zahllosen, verödeten Bogenfenster und Tore umherwanderten und leuchtend hinabglitten in die von Schutt bedeckte Tiefe, wo dereinst Blut in Strömen geflossen war — Tier- und Menschenblut.

Hörte man's nicht noch rufen mit der den Cäsaren so süß klingenden Stimme des römischen Volkes: „Panem et Circenses!" Hörte man nicht mehr das Brüllen der wilden Tiere, das Singen und Beten eingekerkerter Christen, die morgen im Sande der Arena zerfleischt werden sollten?

Hörte man nicht — — ja, was hörte man an dieser dem Grausen geweihten Stätte . . .?

König, sich selbst ganz vergessend über das, was sein Künstlerauge sah und sein Hirn dachte, hörte etwas, doch wußte er's nicht zu deuten. Schaurig klang's — stieg die Vergangenheit brüllend aus ihrem blutigen Grabe? Kam sie mit blutigem Fackelschein? Denn plötzlich sah man rotes Licht. Es wanderte glühend durch die Mauergänge — und jetzt wurden Stimmen vernehmbar —:

„Im Irunewald, im Irunewald is Holzauktion . . ." Fröhliche Germanen machten bei frohem Sang ihr Runde durch die „große Antike". —

König stieß einen Fluch aus und wandte sich unbedachtsam zu empörter Flucht. Da verstrickte sich sein Fuß in Delfinas Schleppe, und ehe er sich's versah, lag er.

Aber schon fühlte er eine hilfreiche Hand, und freundlich fragte ein unbekannter Galan nach dem Befinden des Verunglückten. König kam entsetzt nicht zu sich, sondern zu Delfina, mühsam brachte er sich mit den hemmenden Kleidern auf die Füße, stumm suchte er nach dem Damentäschchen, das der Herr verbindlich darreichte — in diesem Augenblick — o helft, ihr Götter! — erschien Haase, mit dem Erkennungszeichen in der Hand.

Und König sah wie Haase verblüfft stehen blieb, als er seine Schöne im Schutze eines anderen Kavaliers traf. Im Nu aber war auch Königs weiterer Plan gemacht. Er beugte sich in Art verschämter Dame dem neuesten Verehrer zu und lispelte so gut es ging auf Italienisch: „Bitte, mein Herr, bringen Sie mich schnell bis zur nächsten Straße! Ich habe meine Gesellschaft verloren!"

„Con piacere!" sagte der Fremde und bot seinem schönen Funde den Arm. König aber stammelte ziemlich laut einige italienische Brocken, während er mit dem galanten Begleiter dicht an Haase vorüberging. . .

Verdonnert blickte Haase dem Paare nach. Er wagte nicht, seine „Rechte" geltend zu machen, aber seine Fäuste balten sich, und wutschäumend stieß er hervor: „Treulose Weiber! Hol' Euch der Teufel!"

An der Straße traf König bereits die Freunde, die ihren Augen nicht trauten, Delfina am Arme eines Fremden daherkommen zu sehen. Dann machte der Fremde ein sehr betretenes Gesicht, als er sich sofort entlassen sah, nun die Dame wieder ihre Gesellschaft gefunden hatte. Steinmann aber fragte hastig: „Was ist passiert? Kam Lampe nicht? Ist's mißglückt?"

„Mißglückt? Im Gegenteil!" brachte König lachend hervor. „Der Zufall brachte eine so feine Wendung, wie sie eben nur das Leben dichtet!" Und den Schleier abreißend, erzählte er seine Geschichte, während sie schnell eine Droschke aufsuchten, um nicht mit Haase zusammen zu treffen.

Delfina wurde nach Hause gebracht und in Kisten und Kasten bestattet; dann gingen die vier beglückten Frevler aus, Haase zu suchen. Sie fanden ihn jedoch nicht. Sie fanden ihn drei Tage lang nicht. Er wich ihnen aus und verbarg sich wie ein verwundeter Hirsch in unwirtbaren Kneipen. Und als man endlich doch seiner habhaft geworden, erklärte er, demnächst Rom verlassen zu wollen. Das Klima bekomme ihm nicht.

Er sah liebeskrank und verbittert aus.

Und die vier Bösewichter hatten nicht den Mut, ihre Schandtat einzugestehen. Sie gönnten dem Freunde seinen Weiberhaß, an dem er gewiß nicht lange tragen würde. . . . Wer das Menschenherz aber kennt, der weiß: die untreue „Delfina" blieb von Haase unvergessen. Und später, als seine Wunden vernarbt waren, pflegte er Delfina als Zeugnis für die Untreue welscher Weiber anzuführen.

Das höchste Gesetz.

Novellette von C. Gerhard.

(Nachdruck verboten.)

Hell erleuchtet ist der Saal der Ressource in der schlesischen Bergstadt; die Geigen jauchzen, und zu ihren feurigen Rhythmen fliegen die Paare dahin im Tanz. Die Augen leuchten, die Lippen lächeln, die Blumen duften im Haar und an der Brust der anmutigen, elegant gekleideten jungen Damen. Den Herren hat der kleine Ort, über den wenige hinausgekommen, sein Gepräge aufgedrückt. Nur einer zeichnet sich vor ihnen aus. Wie stattlich und geschmeidig ist seine schlanke Gestalt, wie hoch trägt er den Kopf mit dem kühn geschnittenen Gesicht, wie froh blitzen seine Augen, wie hell klingt sein Lachen, das Lachen des Siegers!

Die Schönste im ganzen Saal holt er immer wieder und wieder zum Tanz. Hertha Dewitz, des Bürgermeisters Töchterlein. Entzückt ruht sein Auge auf ihrer graziösen Gestalt; interessiert lauscht er ihren Antworten. Sie ist ja die Einzige hier, die ihn versteht, sein unermüdetes Streben, seine hohen Ziele, die Einzige, die, reich an Kenntnissen und feinem Verständnis seine Bewunderung für alles Schöne und Erhabene in Natur und Kunst teilt, die ihn unwiderstehlich in ihren Bann gezogen, bezaubert hat, die er liebt, die sein werden muß!

Er führt sie zu Tisch; er sieht nicht das hochmütige Lächeln, mit dem sie den ehrerbietigen Gruß des zu ihrer Rechten sitzenden Klavierlehrers beantwortet; er sieht nicht den gelangweilten Zug um ihren Mund, als er auf ihres Vaters Frage begeistert von dem bald beendeten Grubenbau, den er mit allen Mitteln der modernen Technik ausführt, erzählt.

Doch als er sich ihr wieder zuwendet, auf ihr Wohl sein Glas leert, da wird der Ausdruck ihres Gesichtes der weiche, echt weibliche, den er so liebt; da tauchen ihre Wangen in lichtes Rot, da glänzt in ihren Augen eine süße Verheißung.

Es ist spät in der Nacht, als der Oberingenieur Dr. Herbert Römer heimkehrt. Traulicher Lampenschein grüßt ihn; im bequemen Sessel ruht eine Frauengestalt. Wohl ist ihr Scheitel silberweiß, ihr Antlitz blaß und schmal; aber unsägliche Güte macht es anziehend.

„Mutter, warum legtest Du Dich nicht nieder und wartetest auf mich?" fragt er; doch durch sein Schelten klingt ein Jubelton.

„Laß mir doch meine Freude! In Gedanken war ich bei Dir, sah immer meinen großen Jungen tanzen, den Hof machen. Die Zeit verging mir wie im Fluge. Nun aber erzähle Deiner alten Mutter, was Du erlebt!"

„O, unendlich Schönes!" Er kniet wie als kleiner Knabe auf dem Schemel zu ihren Füßen; kosend streichen ihre kühlen Hände über sein heißes, erregtes Gesicht.

„Mutter, sie ist mein, die ich liebe, seit ich sie zum ersten Male sah!"

Sie wird noch um einen Schein bleicher; doch sie küßt seine Stirne. „Gott segne Dich, mein Liebling, und sie!"

„Morgen erbitte ich sie mir von ihrem Vater, und dann bringe ich sie Dir, meine Hertha. O, Mutter, sie ist so schön! Ihr Haar wie eine goldene Welle, ihre Wangen wie weißer Schaum, ihre Augen blaugrün schimmernd wie die der Meerfee, ihre Lippen rot wie Korallen!"

„Mein Junge wird zum Dichter!" lächelt sie. „Doch äußere Schönheit ist vergänglich, nur die Schönheit der Seele bleibt. Laß mich hoffen, daß Deine Braut Deiner würdig ist. — Doch nun geh schlafen und träume von ihr, mein Herbert. Der Tag erfordert Kraft zur Arbeit."

Nach innigem Kuß verläßt er sie; sie aber sitzt noch lange, die Hände im Schoß gefaltet. Alle ihre Gedanken werden zu einem Gebet für ihren Einzigen. —

Die Verlobung wird in den nächsten Tagen veröffentlicht. Die jungen Mädchen beneiden Hertha; die Herren gönnen sie dem Fremden nicht. Er ist anziehend, vermögend, in guter Stellung, — nun nimmt er ihnen noch die beste Partie in der Stadt!

Ahnungslos über diese Stimmungen genießt Herbert seine junge Seligkeit. Nur betrübt es ihn, daß die beiden Frauen, die ihm so teuer sind, in kein inniges Verhältnis kommen. Doch lächelnd erklärte er sich's: Mütterchen ist eifersüchtig auf sein blondes Lieb, und auch dieses mag nicht teilen.

Er irrt sich; nicht Eifersucht bewegt Frau Römer. Ihr erscheint Hertha seelenlos, eine klingende Schelle, ein schönes Gefäß ohne Inhalt, und sie bangt um ihres Sohnes Glück.

Trotz seines Liebesrausches vernachlässigt er nicht seine Arbeit, selbst wenn Hertha klagt, er widme sich ihr zu wenig.

„Ueber alles die Pflicht!" sagt er ihr eines Tages. „Sie tut Dir keinen Abbruch, Herzlieb, denn stets denke ich Dein. Und Du sollst auch Grund haben, stolz zu sein auf Deinen zukünftigen Gatten."

„Du hast recht," erwidert sie strahlend, „Du mußt Karriere machen, eine hohe Stellung gewinnen."

Ein Schatten überfliegt sein Gesicht. „So meinte ich es freilich nicht. Das Bewußtsein, eine gelungene Arbeit nach besten Kräften geleistet zu haben, genügt mir. Ehren würden mich um Deinetwillen nur erfreuen, Du meine holdselige Herrin!"

Da lächelt sie befriedigt.

Bald hat sie Gelegenheit, stolz auf ihn zu sein. Der Bau der Grube ist beendet, wird von ihren Besitzern als Meisterwerk gepriesen; sie verpflichten Dr. Römer zu weiterer Tätigkeit. Abends geben sie ihm, den anderen Beamten und den Arbeitern ein Fest. In gewandten und in schlichten Reden wird der von allen geliebte Oberingenieur gefeiert. Die Stimmung steigert sich zum Jubel, als eine Equipage Frau Römer, den Bürgermeister und seine Tochter herausbringt.

Hertha sieht berückend aus, und im schnellen Impulse ruft einer der Besitzer: „Wir wollen das neue Werk Grube Hertha nennen. Stoßt an, Ihr Leute, auf das Wohl der Dame, die ihr den Namen gibt!"

An ihres Verlobten Arm geht das schöne Mädchen um die Tafel herum mit ihrem Glase, und die Hochrufe wollten kein Ende nehmen.

Nach diesem Feiertage sieht Herbert seine Braut seltener. Eine zweite, entfernter liegende Grube wird gebaut und nimmt ihn stark in Anspruch. Kommt er aber zu Hertha, so findet er sie ganz erfüllt vom Gedanken an ihre Aussteuer. Sie haben eine hübsche Villa vor der Stadt gemietet; sobald sie renoviert ist, soll die Hochzeit stattfinden.

Im März fährt Hertha zum Kauf der Möbel mit ihrem Vater nach Berlin. Die wenigen Tage vergehen Römer schneckengleich; denn auch seine Mutter ist verreist, zu ihrer verheirateten Tochter, die erkrankt ist.

Müde kommt er eines Abends nach Hause; beim schwindenden Tageslicht liest er am Fenster eine Karte seiner Braut. Da fällt ihm ein unruhiges Treiben auf der sonst stillen Straße auf. Zugleich erschallt die elektrische Glocke an seiner Tür; ein Bote meldet ihm, daß sich in der Grube Hertha ein großes Unglück ereignet habe, ein Schacht sei eingestürzt, vermutlich eine Menge von Bergleuten verschüttet.

Ihm steht das Herz still vor Schreck. Doch er schüttelt den lähmenden Bann ab, schwingt sich aufs Rad, und hinaus geht's in Windeseile zur Unglücksstätte Eine unbeschreibliche Aufregung trifft er hier; überall verstörte Gesichter, weinende Frauen, schreiende Kinder. Mit einem Stabe bewährter Arbeiter fährt er selbst in die Tiefe. Eine mit Miasmen erfüllte Stickluft dringt ihnen entgegen; ein grausiges Bild der Zerstörung schauen sie. Durch Explosionen sind Schächte eingerissen, zahlreiche Menschen vom Gestein erschlagen oder dem Feuer zum Opfer gefallen.

Nun beginnt eine furchtbare Arbeit. Immer von neuem holen die Wackeren mit eigener Lebensgefahr Gesunde, Verwundete, Tote herauf. Allen voran Herbert Römer. Mit einem wie aus Erz gegossenen Gesicht gibt er seine Befehle, läßt Wände errichten, um das Feuer einzudämmen, Wasser herunterleiten, legt selbst Hand an zur Rettung der noch Lebenden.

Je weiter die mutigen Helfer vordringen, desto mehr verstümmelte, unkenntliche Leichen finden sie; mit Wehklagen wird die schaurige Last oben empfangen.

Als Herbert Römer nach zehnstündiger, unermüdlicher Arbeit in der vergifteten Atmosphäre heraufährt, begegnen ihm grollende Blicke, hört er harte Anklagen. Die Grube wäre mangelhaft gebaut, er trüge Schuld an dem unermeßlichen Unheil.

Wie ein Blitz durchzuckt es ihn. „Bei Gott, Ihr irrt! Vermutlich haben sich Teile der Kohlenflötze selbst entzündet. Nicht mein ist die Schuld!"

Aber die Menge läßt sich nicht beschwichtigen; die ihn vor kurzem gefeiert, verdammen ihn nun.

Die Erfahrung tut ihm sehr weh; doch er sagt sich, daß das Unglück die Gemüter der Betroffenen erhitzt, ihr Urteil getrübt, besonnene Männer werden anders denken. Aber auch die Besitzer des Bergwerkes behandeln ihn kühl, und als er nach Tagen zum ersten Male sein Heim aufsucht, wenden sich Bekannte, die ihm begegnen, ab oder weichen ihm aus.

Auch sie halten ihn für schuldig? Eine Sehnsucht ergreift ihn, die Geliebte zu sehen, aus ihren Augen, ihrem Lächeln Trost zu schöpfen, und trotz seiner Müdigkeit eilt er zum Hause des Bürgermeisters.

Das gnädige Fräulein sei ausgegangen, wird ihm nach langem Warten gesagt, und doch glaubt er, ihre helle Stimme gehört zu haben. Aber er ist zu erschöpft, um über dieses Rätsel nachzudenken. Heimgekehrt, fällt er in bleiernen Schlaf. Als er erwacht, empfängt er einen Brief Herthas. Erfreut öffnet er ihn. Klirrend fällt ein goldener Reif zu Boden.

„Nach dem Vorgefallenen kann ich nicht mehr Dein sein. Leb' wohl! Hertha.“

Er lacht grell auf. Ist's möglich? Sie, die ihm Liebe geschworen, gibt ihn wegen eines Verdachtes auf? Kann Liebe so klein, kann Liebe so grausam sein? Sie, die alles tragen, alles dulden soll? Oder war's niemals ein so heiliges Gefühl, das Hertha an ihn gebunden?

Ein Stöhnen bricht aus seinem Munde; seine bebenden Hände zerknitterten das Blatt mit den herzlosen Worten.

Der große Schmerz macht ihn unempfindlich gegen den von seinen Neidern geschürten Groll der Leute, den Undank der Witwen, denen er einen beträchtlichen Teil seines Vermögens hingibt, das beleidigende Mißtrauen der Bergwerksbesitzer. Freiwillig legt er sein Amt nieder. Auch dieses wird zu seinen ungunsten gedeutet.

Um das Maß voll zu machen, wird er der Fahrlässigkeit angeklagt, wenn auch in Freiheit belassen.

Herbert Römer atmet auf. Gottlob, die gerichtliche Untersuchung muß Klarheit schaffen, daß er gerechtfertigt dastehen kann vor aller Welt. Wohl zieht er sich in die Einsamkeit zurück; aber er trägt den Kopf hoch im Bewußtsein seiner Unschuld. Nur die Wunde brennt, die Hertha seinem Herzen geschlagen.

Die Vorverhandlungen an Ort und Stelle sind beendet; der Tag der öffentlichen Gerichtssitzung ist da. Ruhig rüstet er sich dazu. Da kommt seine Mutter an. Wie sie ihn erblickt mit weißen Fäden im dunkeln Haar, mit farblosem Antlitz, rinnen ihre Tränen.

Sie breitet die Arme aus.

„Herbert, mein Sohn!“

„Rühre mich nicht an, Mutter! Ich bin angeklagt, den Tod von 350 Menschen verschuldet zu haben!“ antwortet er in erschütterndem Ton.

„Alles weiß ich, leider erst seit gestern. Sonst wäre ich längst bei Dir. Mein Herbert, mögen Dich alle verdammen, mögen sie Dich heute verurteilen, ins Gefängnis bringen, — ich will stolz mich rühmen, die Mutter dessen zu sein, der unschuldig leidet!“

„Mutter, Du Eine, Einzige, die an mich glaubt!“ Er stürzt zu ihren Füßen nieder, und alles zurückgedrängte Weh bricht sich in Schluchzen Bahn. Mit bebenden Händen liebkost sie ihn.

Die Verhandlungen vor einem großen Publikum endigen mit einer glänzenden Freisprechung Römers. Sein eigenes Urteil ist von einer Sachverständigen-Kommission bestätigt worden, kein Schatten ruht auf ihm.

Heimweg vom Friedhof (Motiv aus Friesland). Nach dem Gemälde von Ludwig Dettmann, Königsberg. (Siehe Seite 8.)

Da strecken sich ihm Hände zur Gratulation entgegen, — jene, die sich vor kurzem drohend gegen ihn erhoben, da ertönen lobpreisende Stimmen, — jene, die ihn verdammt, da bieten ihm die Chefs ein hohes Gehalt, wenn er nur bliebe. Er schüttelt den Kopf, — hier hält ihn nichts mehr. Und da tritt ihm eine verführerische Mädchengestalt in den Weg; ein wunderschönes Gesicht neigt sich ihm zu, eine klare Stimme bittet: „Verzeih mir, Herbert, meinen Irrtum, und laß mich wieder die Deine sein!“

Er sieht sie an, die er so heiß geliebt und deren Unwert er erkannt. Ein tönend Erz, eine klingende Schelle!

Schwer liegt ihm das Herz in der Brust.

„Wir haben nichts mehr mit einander zu schaffen“, sagt er kalt und geht an ihr vorüber. Heim zu jener, deren Treue ohne Wanken, die stets in ihrem Leben bewiesen, daß die Liebe das höchste Gesetz ist.

Aus den grauen Mauern schreitet er hinein in den Frühlingsglanz. Da fällt von ihm ab, was ihn gequält, er weiß, auch in ihm wird neues Glück erblühen. Froh schaut er der Sonne ins leuchtende Antlitz und grüßt sie als Sinnbild seiner Zukunft.

Ein russischer Student.

Nach einer englischen Idee von J. Cassirer.

Im akademisch-medizinischen Verein hatte ich Ivan Hummason kennen gelernt. Er war ein russischer Student und in Finnland zu Hause, wo seinem Vater, einem Großgrundbesitzer, viele hunderte von Morgen Land gehörten.

Hummason war einer der bestgestalteten Menschen, die ich je gesehen habe. Er maß etwas über sechs Fuß und wog seine zwei Zentner. Am Körper so manchen Ringkämpfers, der sich öffentlich produziert, vermag das kritische Auge des Anatomen Fehler zu entdecken, aber Hummasons Körper wies keinen einzigen auf. Als er später als Leiche vor mir lag, nahm ich an ihm Messungen vor und fand die Proportionen seines Körpers fast vollkommen. Und was seine Muskelkraft anbetrifft, so gab er mir während unserer kurzen Bekanntschaft gar manches bewundernswerte Beispiel.

Gleich mir hatte Hummason sein medizinisches Staatsexamen gemacht und bildete sich in unserem Krankenhause weiter aus. Während ich mich aber der Anatomie und Chirurgie widmete, zog es ihn zur Chemie, mit der er sich fast ausschließlich beschäftigte. In seinem Wesen war er recht launenhaft — heut war er heiter und lebensfroh und morgen mürrisch und verbittert; über einige Sachen dachte er sehr rücksichtsvoll und nachsichtig, in anderen wieder war er unbeugsam und streng.

Ich war bereits mehrere Monate mit ihm bekannt, als er plötzlich ein auffallendes Interesse für Schußwunden zeigte und besonders suchte er sich darüber zu unterrichten, wie sich die Gewebe des Körpers zu metallischen und anderen Substanzen, die in das Fleisch eingebettet sind, verhalten. Er erklärte sein Interesse damit, daß sein Vater in seinem Körper noch zwei türkische Kugeln stecken habe, die in den Wunden, die er vor Plewna erhalten hatte, dringeblieben waren. Und das Merkwürdige dabei sei, wie er meinte, daß die eine Kugel herumwandere, während die andere ziemlich unverändert an ihrem Platze bleibe. Ich erwiderte ihm hierauf, daß die eine Kugel wahrscheinlich an einer Stelle stecke, auf die die Muskeln drückten und sie so weiter trieben, während die andere sich wohl an einem Orte befinden mochte, der von der Tätigkeit der Muskeln nicht beeinflußt wurde.

So groß war Hummasons Interesse, daß ich seinetwegen die medizinische Literatur durchstöberte, um ihn auf ähnliche Fälle aufmerksam zu machen. Was seine Spezialität anbetrifft, so war ich über den Umfang seines Wissens geradezu erstaunt. Man lernte mehr als in einer Vorlesung beim berühmtesten Professor, wenn man seinen Experimenten zusah. Nicht minder geschickt wie als Chemiker war er als Mechaniker. Bei einem Besuch, den ich ihm eines Tages in seinem Laboratorium machte, traf ich ihn bei der Arbeit. Seine kräftigen Arme hatte er bis zur Schulter entblößt und fast jede Muskel war daran deutlich zu sehen. Ueber sein dicht geschnittenes Haar und Bart fiel der Schein des lebhaft brennenden Feuers im Schmelzofen, und wie glitzerndes Gold sah es drin aus. Er machte kleine Glaskapseln, die ungefähr so groß waren, wie die Gelatinekapseln, in denen man jetzt widrigschmeckende Arzneien gibt. Aus einer kleinen, undurchsichtigen Glasröhre verfertigte er diese Kapseln. Erst verschloß er das eine Ende, dann schnitt er die Röhre in die erforderliche Länge und verschloß dann das andere Ende im Ofen. Er erhielt dann eine ovale Glaskapsel mit glatten und runden Enden. Vor dem Verschließen des letzten Endes tat er in einige dieser Kapseln ein weißes Pulver, andere ließ er leer.

„Ich hatte viel Mühe," bemerkte er, „ehe es mir gelang, das Pulver in einer Form herzustellen, bei der es unter der großen Hitze, unter der das Versiegeln der Röhren vor sich gehen muß, nicht vernichtet wird."

Als ich ihn über die Natur und die Beschaffenheit der Kapseln befragte, vertiefte er sich in eine so lange technische Erörterung, daß ich ihm nicht zu folgen vermochte und so klug war wie zuvor.

Während der nächsten Monate sah ich nur wenig von Ivan Hummanson und war sehr überrascht, als ich eines Tages ganz unerwartet seinen Besuch erhielt.

„Ich möchte ein kleines Experiment an mir selber vornehmen und bedarf dazu Ihrer Hilfe," erläuterte er den Zweck seines Kommens. „Sie erinnern sich wohl unserer früheren Unterhaltungen über die Art, in der die Gewebe des Körpers bisweilen fremde Substanzen in sich aufnehmen. Das möchte ich nun mal an mir selber probieren. Sie sollen mir unter der Haut an irgend einem Teile meines Körpers eine fremde Substanz derart einführen, daß die Oeffnung, durch die die Substanz eingeführt wurde, rasch verheilt und die Substanz dort eingebettet bleibt. Ich möchte sie auch an einer Stelle haben, bei der keine Gefahr vorhanden ist, daß sich der Fremdkörper von da weiter bewegt. Sie selber sollen die Stelle aussuchen. Habe ich die Geschichte lange genug drin gehabt, so können Sie sie dann ja leicht wieder herausnehmen."

Ueber diese Zumutung war ich nicht wenig erstaunt, und ich lehnte es auch ganz entschieden ab, mit einer derartigen Operation etwas zu tun zu haben. Er wurde aber in seinem Verlangen immer dringender, so daß ich schließlich nachgab. Ich sagte mir, eine Gefahr könne aus einer so einfachen Operation ja doch nicht entstehen, und wenn er durchaus an seinem eigenen Körper herumexperimentieren wollte, warum sollte er das nicht?

„Wann soll die Operation vorgenommen werden?" fragte ich.

„Jetzt gleich," antwortete er.

„Und was schlagen Sie vor, das ich Ihnen unter die Haut einfügen soll?"

„Das da hier," antwortete er und holte dabei eine jener Glaskapseln hervor, die ich ihn hatte machen sehen.

„Das ist ja Glas."

„Um so besser. Mein Vater hat Blei in seinem Körper, ich will Glas drin haben."

Durch keinerlei Gründe ließ er sich von seinem Vorhaben abbringen. Nach reiflichem Ueberlegen hielt ich es für das richtigste, die Kapsel an der inneren Seite des oberen Teils des linken Oberarmes einzuführen. Hier konnten die Muskeln nicht darauf wirken und es lag auch nicht die Gefahr vor, daß durch irgend einen Zufall von außen her ein heftiger Schlag darauf erfolgen würde.

Mit dieser Wahl war Hummason vollkommen einverstanden. Er setzte sich und entblößte seinen Arm. Seine Haut war so zart und weiß wie die eines Mädchens. Er rührte sich nicht und zuckte nicht, als ich die Haut durchschnitt und in seinem Fleische eine Oeffnung schuf, die groß genug war, um die Glaskapsel aufzunehmen. Nachdem ich die kleine Blutung gestillt hatte, fügte ich die Kapsel ein, die ich aber vorher erst antiseptisch gemacht hatte. Mit zwei oder drei Nadeln nähte ich dann die Wunde und die Operation war geschehen. Die Wunde heilte auffallend rasch, und nach ein paar Tagen bezeichnete nur ein kleiner roter Fleck noch die Stelle, an der die Operation vorgenommen worden war, während man die Kapsel unter der Haut wie einen kleinen Kern fühlen konnte. Als ich ziemlich fest darauf drückte, fuhr er plötzlich zurück.

„Tut wohl ein bißchen weh?" fragte ich.

„Ja, es schmerzt ein wenig," antwortete er.

Später erlaubte er mir nicht mehr, die betreffende Stelle zu untersuchen, da, wie er behauptete, alles in bester Ordnung wäre.

Angestrengte Tätigkeit in meinem Beruf ließ mich diese Geschichte um so rascher vergessen, als ich in der folgenden Zeit wenig oder gar nichts von Hummason sah. Es mochte wohl Mitte März vorigen Jahres sein, als er mich besuchte, um mir „Adien zu sagen".

„Sie wollen Berlin verlassen?" fragte ich ihn im Tone eines Mannes, der nicht recht weiß, was er sagen soll.

„Ja, ich will mal sehen, ob die Wölfe schon meinen Vater gefressen haben. In diesem Winter soll es furchtbar viel gegeben haben. Möglich auch, daß ich auf ein paar von ihnen zu Schuß komme. Es tut Rußland wahrlich not, daß es von diesen Bestien befreit wird."

Ich fragte ihn, wie es mit seinem Experiment stände.

„Sehr gut", antwortete er, „es ist vorzüglich gelungen. Ich trage die Kapsel noch in mir herum, und es macht mir nicht die geringsten Beschwerden."

„Sie müssen sich aber recht in acht nehmen, denn wenn dieses Stückchen Glas zerbrechen würde, könnte es eine recht schlimme Entzündung hervorrufen."

„Das will ich gern glauben", erwiderte er, „aber ich bin auch sehr vorsichtig."

Während der zweiten Hälfte des Jahres hatte ich so anstrengend gearbeitet, daß ich mich im neuen Jahre äußerst erschöpft und abgespannt fühlte, und da meine Nervosität in beängstigender Weise zunahm, sah ich mich genötigt, den Chefarzt unseres Krankenhauses zu konsultieren.

„Sie müssen sofort auf vier bis sechs Wochen ausspannen, Herr Kollege", riet mir dieser. „Eine Luftveränderung würde Ihnen sehr gut tun."

Eine Luftveränderung! Ja, aber wohin? An der Riviera war ich schon gewesen, und mich reizte es, fremde Länder, die ich noch nicht kannte, zu sehen. Nach der iberischen Halbinsel sollte es in diesem Sommer gehen, und während ich noch über den Rat des Geheimrats nachdachte, erhielt ich einen Brief von meinem lieben Freund Kuratschew, mit dem ich vor Jahren zusammen studiert hatte. Kuratschew, der trotz seiner Jugend bereits zu den hervorragendsten Chirurgen des Zarenreiches zählte, schrieb mir, daß er eben vom Kriegsschauplatz zurückgekehrt sei und dort eine Reihe von Erfahrungen gesammelt habe, die er, sobald er Zeit dazu fände, wissenschaftlich zu verwerten gedächte. Auch auf meinem Spezialgebiete habe er mir viel Interessantes mitzuteilen, und ich möchte ihn einmal besuchen, da es ihm für die nächste Zeit nicht möglich sei, nach Berlin zu kommen. Die Revolution wäre niedergeworfen, Petersburg sei vollkommen ruhig und von einer persönlichen Gefahr könne keine Rede mehr sein.

„Interessante Fälle" locken den Spezialisten stets, und schon nach acht Tagen führte mich mein alter Freund durch die Säle des großen Krankenhauses, dessen chirurgischer Abteilung er vorstand.

„Hier muß ich mir noch gewisse Beschränkungen auferlegen", erklärte er mir. „Denn wenn mal so ein armer Teufel bei einem im Interesse der Wissenschaft vorgenommenen Experiment draufgeht, so kann das zu Ohren des Publikums kommen, und dann ist der Lärm groß. Freilich lassen wir hier in St. Petersburg uns ebenso wenig durch Zeitungsgeschrei beirren, wie die Kollegen in irgend einer anderen Stadt, aber ich bin schon auf das heftigste angegriffen, ja sogar bedroht worden, weil mir irgend so ein nichtsnutziger Kerl bei einer, vielleicht nicht unbedingt notwendig gewesenen, aber doch höchst interessanten Operation unterm Messer geblieben ist. Aber", fuhr er triumphierend fort, „ich habe einen Platz, wohin die Sentimentalität des Publikums nicht dringt. Da bin

ich von der Oeffentlichkeit vollständig abgeschlossen, und da vollziehen sich meine Experimente, die das Staunen der Wissenschaft erregen. Im — Gefängnis, dessen Oberarzt ich bin, will ich Ihnen wunderbare Sachen zeigen."

Tags darauf führte er mich ins Gefängnis. Wohl hatte er sich rühmen können, daß das ein vollkommen weltabgeschlossener Platz war, denn als die kolossalen Tore hinter uns geräuschlos zufielen, konnte man sich so einsam fühlen, als wenn man plötzlich in das Innere der Erde entrückt worden wäre.

Das mit dem Gefängnis in Verbindung stehende Lazarett in dem mein Freund der allmächtige Alleinherrscher war, war so gut mit allen Errungenschaften der modernen Wissenschaft ausgestattet, wie ich kaum ein anderes Krankenhaus gesehen habe.

„Morgen", erklärte er mir, „werde ich einen Körper sezieren, wie er sich in solcher Vollkommenheit wohl noch nie einem Anatomen geboten hat. Ein Revolutionär, der einen hohen Polizeibeamten ermordet hat, soll hingerichtet werden. Der Kerl hat Muskeln! Die müssen Sie sich mal ansehen."

Durch unzählige Korridore führte er mich nach einer in der Mitte des Gefängnisses gelegenen Zelle. In ihr saß, von zwei Aufsehern bewacht, die keinen Blick von ihm ließen, mein armer Freund Ivan Hummason. Mit den Füßen war er an den Boden angeschlossen, aber seine Hände waren frei. Er schien über das Wiedersehen nicht sehr erfreut. Er war auffallend kühl gegen mich und mochte es lieber haben, daß ich ginge. Die Hand durfte ich ihm nicht reichen, da es streng verboten war, den Gefangenen zu berühren.

Als ich erzählte, unter welchen Umständen ich den Verurteilten kennen gelernt hatte, bemerkte Kuratschew in recht trockenem Ton:

„Dann wird ja das Sektionsprotokoll für Sie um so größeres Interesse haben."

Ich hätte gern Hummason, der sehr zurückhaltend blieb, meine Teilnahme ausgedrückt, wußte aber nicht, wie ich das tun sollte. Kuratschew wurde nicht müde, den Gefangenen von allen Seiten zu betrachten, und rief dann aus:

„Wunderbar! Solche Muskeln! Solche Knochen! Die werde ich selber präparieren. Ja, lieber Freund, Sie können stolz sein, denn noch im Tode nützen Sie der Wissenschaft und Ihr alabasterweißes Skelett wird die Zierde unseres anatomischen Museums sein."

Tief bewegt und furchtbar niedergeschlagen verabschiedete ich mich von Hummason. Ich war schon an der Tür, als er mir einen bittenden Blick zuwarf, dessen Bedeutung ich damals nicht verstand, später aber desto besser begriffen habe.

In dem Glauben, mir einen großen Gefallen zu tun, lud mich mein Freund ein, der Hinrichtung beizuwohnen, die am Mittag des folgenden Tages stattfinden sollte. Erst war ich über diese Zumutung empört und ich glaubte, daß nichts in der Welt mich veranlassen könnte, dieser Einladung Folge zu leisten. Als aber die Zeit der Hinrichtung näher rückte, zog es mich unwiderstehlich nach der Richtstätte. Erst wollte ich nur um das Gefängnis herumgehen, aber ehe ich selber so recht wußte, was ich tat, zog ich die Klingel und überreichte dem Pförtner meine Eintrittskarte.

Ganz bestürzt kam mir Kuratschew entgegen.

„Da ist etwas ganz Merkwürdiges passiert", erzählte er. „Der Mann ist tot. Gleich nach unserem Besuche ist er in seiner Zelle gestorben. Ich kann mir's nicht erklären. Die Wärter sagen aus, daß gestern gleich nach unserem Weggange der Verurteilte sich erhob, seinen linken Arm ausstreckte und mit der rechten Faust heftig auf den oberen, inneren Teil des ausgestreckten Armes schlug. Dann wurde er kreideweiß, taumelte, stürzte zu Boden, und keine fünf Minuten dauerte es, da war er eine Leiche. Merkwürdig! Höchst merkwürdig."

Zusammen gingen wir nach dem Seziersaale, in dem Hummasons Leiche auf einer Marmorplatte lag.

„Ich bin auf das Resultat der Sektion neugierig", meinte Kuratschew, „denn mir ist es ein Rätsel, woran der Mann gestorben sein kann. Daß er sich ein Leid zugefügt hat, ist ja ganz ausgeschlossen."

Ich erzählte ihm sodann von der Glaskapsel, die Hummason in seinem Arme mit sich herumtrug, und gab meiner Ansicht Ausdruck, daß sie vielleicht Gift enthalten haben mochte; er habe vielleicht sein Schicksal vorausgesehen und wollte für alle Fälle gerüstet sein. Jetzt verstand ich auch den bittenden Blick in Hummasons Augen, er fürchtete, ich könnte sein Geheimnis vorzeitig verraten.

Auf der unteren Seite des linken Armes, dort, wo ich die Kapsel eingefügt hatte, war ein schwarzgelber Fleck. Kuratschew machte hier einen Einschnitt und stieß dabei auf ein paar Stücke zerbrochenen Glases. Ein eigentümlicher Geruch entströmte der Wunde. Rasch warf Kuratschew das Messer fort und rief aus:

„Nicht um zehntausend Rubel möchte ich die Leiche sezieren; die Glaskapsel enthielt Gift — Aconit."

Die neue Köchin. „Ja, was ist denn das, Marie, Sie haben doch gesagt, daß Sie nichts anderes haben als einen Koffer, und nun haben Sie hier ein Monstrum von einem Küchenkasten aufgestellt?" — Was soll das bedeuten?" — „Entschuldigen Sie, gnädige Frau, der ist — vor meinem treuen dicken Hans, von dem ich nicht lassen kann, und Ihr Küchenschrank ist vor dem zu eng!"

Unsere Bilder.

Seit einer halben Stunde schon verfolgt der ländliche Schwerenöter die schmucke, dralle Maid, die im väterlichen Garten Wäsche aufhängt und von Baum zu Baum die Leine spannt. Die goldene Morgensonne strahlt von den tausend und abertausend Blüten wieder, die der Frühling hervorgezaubert hat und deren leuchtendes Weiß mit der blendend sauberen Wäsche um die Wette streitet. Wer mag es da dem Don Juan auf dem Bilde von J. Rolletschek verdenken, wenn er die Arbeit im Stich läßt und lieber mit des Nachbars Töchterlein flirtet? Und dieser ist der Störenfried, der sie in ihrer Geschäftigkeit aufhält, gewiß nicht so unwillkommen und wenn sie ihm schließlich, als er gar zu dreist wird und ihr mit einem wahrhaftigen Liebesschwur kommt, auch ein energisches „Gieb Ruh!" zuruft, so ist das sicherlich nicht so ernst gemeint. Vielleicht ist nur der mißtrauische Blick daran schuld, den die Freundin über den Zaun hinweg dem Paar zuwirft. — Eine ernsttraurige Stimmung weht uns im Gegensatz zu dem vorhergehenden Bilde aus dem Gemälde „Heimweg vom Friedhof" von Professor Ludwig Dettmann in Königsberg entgegen. Es ist bemerkenswert wie Dettmann das Charakteristische einer Gegend in der Verbindung von Land und Leuten zu erfassen versteht. Weit und hügellos dehnt sich das friesische Land, graues Gewölk, unter dem Herbstvögel ihren Weg nach Süden suchen, deckt den Himmel und ein rauher Wind weht über die öden Felder und das erstorbene Laub. Auch der, den man in das Grab gesenkt hat, ist mit dem Sommer dahingewelkt und nun gehen sie nach Hause, die ihm das letzte Geleit gaben. Wie leer und trostlos nüchtern die Welt nun ausschaut, nirgends ein Sonnenstrahl, der neue Freude in den Herzen der Trauernden wecken könnte. Auch den Beschauer des Bildes überkommt diese Stimmung der Trostlosigkeit und mutlosen Resignation, die diese heimkehrenden Friedhofbesucher erfüllt.

Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten. Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.